Zeitschrift: Appenzellische Jahrbücher
Herausgeber: Appenzellische Gemeinnützige Gesellschaft
Band: 140 (2013)

Artikel: Die zweite Tischrunde
Autor: Spörri, Hanspeter
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-513293

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die zweite Tischrunde

Interviews und Einleitung: Hanspeter Spörri
Fotos: Martina Bašista

«Engagement macht glücklich» – diese These bestätigt sich empirisch. Die Interviews auf den folgenden Seiten führten wir mit Appenzellerinnen und Appenzellern, die sozial, gesellschaftlich, kulturell und/oder politisch aktiv sind. Sie beklagen sich kaum über die hohe zeitliche Belastung, erleben in ihrem Engagement Momente des Glücks, finden darin Sinn und Befriedigung. Allerdings scheinen sie auch angetrieben zu sein von einer gewissen Unzufriedenheit mit den herrschenden Zuständen. Sie engagieren sich gegen Armut, für Gerechtigkeit, gegen Gleichgültigkeit, für Mitgefühl, gegen Passivität, für gesellschaftlichen und politischen Dialog, gegen Erstarrung, für Offenheit. Ihnen gelingt es, andere zum Mitmachen zu animieren. Sie haben meistens die ganze Gesellschaft im Blick, jene Gesellschaft, die es laut Margaret Thatchers Wort gar nicht gibt.[1] Wie dem auch sei: «Alles wirkliche Leben ist Begegnung.»[2] Das schrieb der jüdische Religionsphilosoph, Sozial- und Sprachdenker Martin Buber. Zum schönen Wort Begegnung schuf er als Gegenbegriff die «Vergegnung». In ihr, der missglückten, verpassten, missbrauchten Begegnung, im gescheiterten Dialog, liegt die Ursache vieler Frontbildungen und ausartender Konflikte.

Die Frauen und Männer, deren Aussagen auf den folgenden Seiten zitiert sind, verzweifeln allerdings nicht ob all der Widrigkeiten, mit denen sie konfrontiert sind, ob allem Desinteresse, ob der in vielen Weltgegenden eher zu- als abnehmenden Gleichgültigkeit und Ungerechtigkeit. Sie packen dort an, wo es nötig ist, wo ihre Kenntnisse und Fähigkeiten gefragt sind. Manchmal gleicht ihr Beitrag einem Tropfen auf dem heissen Stein. Das ist ihnen bewusst. Aber auch diese Einsicht lässt sie nicht resignieren, sondern stachelt sie weiter an, denn sie wissen: Viele Tropfen ergeben ein Meer.

Wer sich engagiert, geht den Weg oft über weite Strecken alleine. Aber eigentlich ist es kein einsamer Weg, sondern ein Weg zum Du. «Der Mensch wird am Du zum Ich», stellte Buber fest.[3] Und wer sich engagiert, hat nicht den Eigennutz im Blick, sondern das Wohl des Nächsten, der Gemeinschaft. Wie dieses zu erreichen ist, bleibt allerdings umstritten. Immer wieder haben sich einzelne Rezepte, Ideen und Ideologien als irrig oder gar gefährlich erwiesen. Auch da kann Bubers «dialogisches Prinzip» eine Hilfe sein: «Ich habe keine Lehre, aber ich führe ein Gespräch».[4] Die folgenden Interviews verstehen sich als Teil eines grossen Gesprächs über das, was nottut. Und nottut wohl viel eher das Gespräch selbst als das Ziehen eines allfälligen Fazits. Das nie endende Gespräch stellt einen Wert an sich dar, denn es überbrückt die Unterschiede, überwindet die Differenzen. In diesem Sinn sind die Texte wohl auch eine Fortsetzung der Gespräche am «patriotischen Tisch», die für das letztjährige Appenzellische Jahrbuch geführt wurden. Damals ging es um die Res Publica, die öffentliche Sache. Auch bei dieser ist das Engagement der Bürgerinnen und Bürger gefragt.

1 http://en.wikiquote.org/wiki/Margaret_Thatcher, Abfrage vom 25.07.2013: «‹They're casting their problem on society. And, you know, there is no such thing as society. There are individual men and women, and there are families. And no government can do anything except through people, and people must look to themselves first...› Interview 23 September 1987, as quoted in by Douglas Keay, Woman's Own, 31 October 1987, pp. 8–10.»

2 In «Ich und Du» (1922) von Martin Buber, zit. bei: Gerhard Wehr: Martin Buber. In Selbstzeugnissen und Bilddokumenten. Reinbek bei Hamburg 1968 (Rowohlts Monographien 147), S. 82.

3 Ebd.

4 Ebd., S. 9.

Die Teilnehmenden an der zweiten Tischrunde haben für ihr Porträt einen Ort ausgewählt, der für sie von besonderer Bedeutung ist.

Irene Bruderer

1955, Heiden

Leitung Labor und Blutspendedienst im Spital Heiden (seit 1978)
Mitgründerin des Trauercafés in der Region Vorderland

Sie engagieren sich seit langem in einem Bereich, um den viele gerne einen Bogen machen: Behinderung, Krankheit, Sterben.

Mein Vater war Landarzt in Walzenhausen. Als Kind habe ich ihn oft bei Hausbesuchen begleitet und wurde früh auch mit den Fragen von Leben und Tod konfrontiert.

Darüber spricht man nicht gern.

Es gibt viele Themen, über die wir wenig – und manchmal zu wenig – reden. In den 1980er-Jahren arbeitete ich beim Aufbau der Aids-Hilfe St.Gallen/Appenzellerland mit. Damals wurde mir bewusst, wie viel Unausgesprochenes zwischen den Menschen steht, wie gross der Einfluss von Ängsten und Vorurteilen ist. Diese können zur Ausgrenzung von Menschen führen.

Sie haben auch persönlich schwere Zeiten erlebt, als Ihr Partner an Alzheimer erkrankte und schliesslich daran starb.

Über Demenz wurde damals in der Öffentlichkeit ebenfalls kaum gesprochen. Später engagierte ich mich deshalb in der Öffentlichkeits- und Aufklärungsarbeit und schilderte meine Erfahrungen in Vorträgen.

Was lehrten Sie diese Erfahrungen?

Dass unsere Gefühle nicht dement werden. Die Emotionen schwinden auch dann nicht, wenn unsere kognitiven Fähigkeiten abnehmen, wenn die Sprache verloren geht. Sie werden oft sogar stärker. Deshalb ist es so wichtig, dass diese Menschen Zuwendung und Achtung erfahren.

Sie haben sich nebenberuflich intensiv weitergebildet in sogenannter Körperpsychotherapie und in Palliativ-Pflege, dann auch in der spirituellen Begleitung von Kranken und Sterbenden.

Einerseits habe ich mich fachlich und wissenschaftlich weitergebildet. Anderseits beschäftigte ich mich intensiv mit Fragen des Seins. Für mich gehört das zusammen.

Was ist für Sie persönlich die wesentliche Einsicht?

Dass wir nicht immer etwas «machen» können oder müssen für Menschen, die wir begleiten; dass es in manchen Fällen reicht, einfach nur da zu sein. Manchmal bewirkt eine einfache Berührung eine grosse Erleichterung. Wenn man das weiss, fühlt man sich weniger hilflos.

Es gibt aber schon Dinge, die zu beachten sind.

Zum Beispiel die Selbstbestimmung des Patienten, der Patientin. Vielleicht ist es nötig, selbst etwas zurückzustehen. Als Begleiter dürfen wir keine Bedingungen stellen. Das musste ich selbst lernen als Begleiterin meines Partners. Er hat manchmal komische Dinge getan, zum Beispiel im Restaurant aus der Flasche getrunken. Er konnte das nicht ändern. Nur ich kann meine Haltung zu ihm ändern, kann lernen, einen Menschen so zu akzeptieren, wie er ist.

Wie uneigennützig ist uneigennütziges Handeln eigentlich?

Es entstehen tiefe Beziehungen. Ich kann dabei auftanken und gewinne Erfahrungen. Uneigennützigkeit gibt es so gesehen eigentlich gar nicht. Es geht aber nicht um Nutzen, sondern um Beziehung. Manchmal scheint es mir, als ob ich im Leben dahin geführt würde, wo ich lernen kann, innerlich wachsen darf.

Hans Sprecher

1946, Wald

Pensionierter Meisterlandwirt
alt Kantonsrat

Als Bauer sind Sie pensioniert, aber Sie haben sich unentgeltlich für ein Kinderdorf in den südamerikanischen Anden engagieren lassen, singen im Wäldler Chor, transkribieren für die Ausserrhoder Kantonsbibliothek Briefe aus dem 19. Jahrhundert und beschäftigen sich mit Botanik und Naturschutz. Warum machen Sie das alles?

Mich hat eben immer schon vieles interessiert. Die Freude an der Botanik hat mir mein Lehrer Rudolf Widmer an der Kanti Trogen vermittelt, die ich besuchte, bevor ich entschied, Bauer zu werden. Und die alte Schrift lesen lernte ich in Kursen beim früheren St. Galler Stadtarchivar Ernst Ziegler. Eine landwirtschaftliche Zeitung hatte in den 1970er-Jahren uns Bauern aufgefordert, der Geschichte des eigenen Hofes und der regionalen Landwirtschaft nachzugehen, was ich mit Interesse tat. Deshalb musste ich auch lernen, die alten Dokumente zu entziffern.

Hat dies Ihr Leben als Bauer verändert?

Das ist schwierig zu sagen. Mich interessierte vor allem, wie die Leute in früheren Jahrhunderten lebten. Ich sah beispielsweise in alten Kaufverträgen, dass die Stickmaschine im Keller Eigentum des Fabrikanten blieb. Das zeigte mir, wie abhängig die Leute einst waren.

Und wie kamen Sie auf das Kinderheim in Südamerika?

Nach Afrika oder Südamerika wäre ich schon in jungen Jahren gerne gereist. Ich konnte den Hof aber nicht so lange allein lassen. Als nach meiner Pensionierung ein Freund, der sich in der Stiftung «Pueblos de Niños» engagierte, mir vorschlug, mich etwas um den Gartenbau des Kinderdorfs in den Anden zu kümmern, sagte ich zu.

Die Bedingungen sind ganz anders als in der Schweiz. Konnten Sie dem Gärtner des Dorfes dennoch etwas zeigen?

Der Stiftungsrat wollte von mir wissen, ob bei der Landwirtschaft Verbesserungsmöglichkeiten bestünden. Ich merkte gleich, dass der einheimische Gärtner über Fachwissen verfügte. Er beeindruckte mich beispielsweise durch die Art, wie er drei Maiskörner und zwei Bohnen ins gleiche Loch setzte. Die Kletterbohnen rankten sich an den Maispflanzen hoch. Zugleich düngten sie diese, denn Bohnen reichern den Boden dank der Knöllchenbakterien mit Stickstoff an. Das wusste ich seit meiner landwirtschaftlichen Ausbildung. Ich lernte also eine äusserst intelligente Art der Nahrungsmittelproduktion kennen, die auf Erfahrung basiert. Allerdings konnte ich dem ecuadorianischen Gärtner ebenfalls etwas zeigen: das Kompostieren. Bis dahin hatte er die organischen Abfälle einfach verbrannt. Ich war ihm also sicher eine Hilfe bei der Verbesserung der Bodenfruchtbarkeit.

Solche Kontakte nützen also beiden Seiten?

In Ecuador hat man beispielsweise ein ganz anderes Gefühl für die Zeit. Wenn man etwas vereinbarte, hiess es immer: ahora. Das heisst auf Spanisch eigentlich jetzt oder gleich. Aber es konnte auch heissen: in zwei Stunden oder in zwei Tagen. Das war für mich eine wesentliche und gute Erfahrung. In der Schweiz leiden wir ja unter der allgegenwärtigen Hektik. Mich beeindruckte auch, wie in Ecuador technische Geräte mit einfachen Mitteln repariert werden. Kaum etwas wird fortgeworfen. Das praktiziere ich nun so weit wie möglich auch zuhause.

Marlen Menet-Frei

1946, Hundwil

Gründerin und Präsidentin der gemeinnützigen, internationalen Stiftung Apoyo mit Sitz in Hundwil

Wie kamen Sie als Lehrerin dazu, sich in Peru zu engagieren?

Durch eine Reihe von Zufällen. Eigentlich plante ich 1987 eine Reise zur Osterinsel, die aber abgesagt wurde. Stattdessen empfahl mir das Reisebüro, nach Peru zu gehen. Aus Neugierde liess ich mich darauf ein. In Peru machte mich die Reiseleiterin auf die Möglichkeit zu Patenschaften für arme Familien aufmerksam. Am Anfang stand die Frage eines Hotelportiers, ob ich die Patenschaft für eines seiner vier Kinder übernehmen wolle, ohne die es gar nicht zur Schule gehen könne. So wurde ich Patin seiner einzigen Tochter – vielleicht, weil mir Frauen in der peruanischen Gesellschaft benachteiligt schienen.

Sie haben noch Kontakt zu ihr?

Selbstverständlich. Sie hat vor einem Jahr an einer Universität in Cuzco ihr Medizin-Studium abgeschlossen und will sich nun als Kinderärztin spezialisieren.

Wissen Sie eigentlich, was die Gründe und Motive Ihres Engagements sind?

Ich bin über diese erste Schulpatenschaft einfach hineingeraten, traf dann immer mehr Leute, die mich um Unterstützung baten. Eine solche Bitte habe ich eigentlich nie abschlägig beantwortet. Ich habe immer nach Wegen gesucht, wie man helfen könnte. Das war die Basis zur Gründung des Hilfswerks Apoyo.

Hat dieses Engagement Ihnen persönlich etwas gebracht?

Das überlege ich mir nie. Ich komme mir vor wie eine Mutter mit einer riesigen Familie. Als Mutter fragt man nicht, ob es etwas bringt, eine Familie zu haben. Ich sehe aber die grosse Zuneigung dieser Menschen, ihr Vertrauen. In mich setzen sie ihre ganze Hoffnung.

Das ist mit Glücksgefühlen verbunden?

Die Leute sind mir ans Herz gewachsen. Es macht mich glücklich und stolz, wenn ich heute die Frauen und Männer im Alter zwischen 20 und 30 sehe, die damals Kinder in ärmsten Familien waren und heute als Koch, Schreiner, Reiseleiterin, Ingenieur, Jurist, Ärztin oder Lehrerin arbeiten. Meine Stiftung hat ihre Ausbildung finanziert, dafür unterstützen sie mich jetzt, wenn immer ich in ihrem Fachgebiet Hilfe vor Ort brauche.

Gab es auch Misserfolge und Enttäuschungen?

Die gab es selten – und zwar deshalb, weil ich die Leute eigenständig machen lasse. Allerdings verfolge ich genau, was geschieht, und kontrolliere ganz streng den Ablauf und die Resultate.

Entwicklungshilfe wird oft kritisiert, weil sie lediglich ein Tropfen sei und nichts an den ungenügenden Strukturen ändere. In Ihrem Fall haben sich diese aber anscheinend wirklich verbessert.

Sie haben sich gewaltig verändert – aber natürlich ist auch diese Hilfe ein winziger Tropfen im Meer. Weil die Stiftung so klein ist, ist es sinnvoll, dass ich mich nur auf wenige, dafür ganzheitliche Projekte – im Moment das Andendorf Tambo Machay – konzentriere. Schon bald wird dieses Dorf aber «abgenabelt» werden, ein anderes Projekt wird folgen. Es gibt Hunderte von Dörfern mit einer vergleichbaren Ausgangslage und Tausende von Indios in den peruanischen Anden, die ein menschenwürdigeres Leben verdienen würden.

1960

Anneliese Looser-Hummler

1986, Stein

Familienfrau
Geschäftsführerin Vertriebs AG der J.S. Bach-Stiftung

Sie engagieren sich politisch als Vorstandsmitglied der Jungfreisinnigen. Was sind Ihrer Meinung nach Motive, um sich für eine Partei einzusetzen und politische Freiwilligenarbeit zu leisten?

Ich setze mich für meine Überzeugungen ein und bin froh, wenn ich etwas bewirken kann. Allerdings ist ein derartiges gesellschaftliches Engagement nicht mit einem tatsächlich gemeinnützigen und gänzlich uneigennützigen Einsatz gleichzusetzen, wie ihn etwa meine Mutter erbringt, wenn sie freiwillig und unbezahlt im Kinderspital arbeitet – oder wie viele Leute ihn erbringen.

Auch in der politischen Arbeit geht es um gesellschaftliche Fragen.

Ich habe eine Vorstellung, in welche Richtung sich die Gesellschaft entwickeln sollte, und versuche, diese umzusetzen. Dabei habe ich aber nicht den Anspruch, nur meine Ideen seien die richtigen. In einer Demokratie hat man die Möglichkeit, an Entscheidungsprozessen mitzuwirken. Ich empfinde das nicht nur als ein Recht, sondern auch als eine Pflicht.

Deshalb haben Sie sich einst auch für die Einführung einer modernisierten Form der Landsgemeinde eingesetzt?

Damals ging es um die Frage, welche Form der direkten Demokratie die Mitwirkung der einzelnen Bürgerin, des einzelnen Bürgers am ehesten fördert. Mein persönliches Ziel war es immer, die Partizipation zu stärken – und damit die persönliche Freiheit.

Was die einen als Stärkung der Freiheit empfinden, erleben andere als Einschränkung.

Zur Freiheit gehört, dass man darüber diskutiert, was Freiheit ist. Es geht immer um die Fragen, ob Regeln und Gesetze die Freiheit einschränken oder zur Erhaltung der Freiheit nötig sind. Uns Jungfreisinnigen geht es in erster Linie um die Erhaltung der persönlichen Freiheit und der Eigenverantwortung.

Dies kann aber auch zu einer eingeschränkten Sichtweise führen.

Deshalb braucht es in der Politik den Diskurs. Unsere Vorfahren haben für die Freiheit der Meinungsäusserung gekämpft. Dieses Privileg müssen wir nutzen. Aber nötig ist auch die Bereitschaft, Kompromisse zu schliessen, denn am Ende entscheidet die Mehrheit. Und das ist zu akzeptieren.

Können Sie sich vorstellen, ein politisches Amt zu übernehmen?

Ich weiss nicht, ob ich dazu geeignet wäre. In der Privatwirtschaft ist man viel weniger auf die Meinung anderer angewiesen und hat kürzere und deshalb schnellere Entscheidungswege. Das liegt mir vermutlich mehr. Am ehesten könnte ich mir deshalb ein politisches Engagement noch auf Gemeindeebene vorstellen, sind wir doch schliesslich alle daran interessiert, dass sich das Dorf gesund weiterentwickeln kann.

Die Gemeinden stehen heute unter Druck – auch unter dem Druck zu fusionieren.

Genau mit diesen Fragen habe ich mich bereits in meiner Maturaarbeit auseinandergesetzt. Und dann wieder in meiner Bachelorarbeit. Meiner Meinung nach macht eine Fusion dann rational Sinn, wenn einerseits die Steuern für die Bürger gesenkt und die Minimalleistungen der Gemeinden – wieder – erbracht werden können. Auf emotionaler Ebene sind Fusionen ein anderes Thema. Jedes Dorf hat seine Eigenart. Und Eigenarten zu erhalten, ist aus meiner Sicht ebenfalls ein wichtiges politisches Ziel.

Bruder Ephrem Bucher

1944, Luzern

Provinzial der Schweizer Kapuziner
1978–1984 Lehrer für Philosophie und Religion am Gymnasium Appenzell, 1984–2001 Rektor

Wer in einen Orden eintritt, muss mehr als nur engagiert sein.

Man bindet sich dauerhaft, verspricht Armut, Keuschheit und Gehorsam. Das bedeutet in heutiger Sprache in erster Linie vollständige Verfügbarkeit.

Sie werden eingesetzt, wo der Orden es für richtig hält?

Einst trat ich in den Kapuzinerorden ein, ohne zu wissen, was passiert, wo ich hingestellt werde. Nach dem Studium der Theologie und anschliessend der Philosophie hatte ich von der Universität Heidelberg das Angebot, zu bleiben. Aber der Orden entschied, dass in der Schweiz jemand mit meiner Ausbildung benötigt werde. Damals hätte ich das Kollegium Stans vorgezogen. Stattdessen sandte man mich nach Appenzell, das mir vollkommen fremd war. Als Philosophielehrer fand ich mich jedoch schnell zurecht. Aber schon bald wurde entschieden, dass ich das Rektorat übernehmen müsse. In diesem Amt blieb ich 17 Jahre, bis man mich 2001 zum Provinzial der Schweizer Kapuziner wählte. Drei Jahre später erfolgte die Wahl zum Generalrat in Rom.

Man hat Sie aber jeweils schon gefragt?

Meine Antwort war: Ich gehe, wohin man mich schickt.

Hatten Sie immer das Gefühl, am richtigen Ort zu sein?

Im Ganzen gesehen ja. Die neuen Aufgaben erschienen mir jeweils wie ein leeres Blatt, das zu beschreiben ist. Ich nahm sie als Herausforderung wahr. Das persönliche Engagement entsteht, wenn man sich einlässt, eine Sache anpackt.

Der Kapuzinerorden erlebt wohl schwierige Zeiten?

Es fehlt an Nachwuchs. Einst waren wir rund 800 Kapuziner in der Schweiz. In den Klöstern stand man sich fast auf den Füssen. Heute sind wir nur noch rund 200. Dadurch haben die älteren Brüder heute den Eindruck, sie würden gebraucht, was sie motiviert. Aber wir sind auch zu Umstellungen gezwungen, müssen Schwerpunkte setzen. Unser Kloster in Luzern z.B. wird gegenwärtig umgebaut. Ein Teil soll weiterhin spirituelles Zentrum für die Umgebung bleiben, einen Teil vermieten wir an Menschen, welche die Nähe zum Kloster suchen. Ein weiterer Teil wird so vermietet, dass Geld generiert wird – wir müssen uns selber finanzieren.

Ist das für Sie als Provinzial eine schwierige Situation?

Psychologisch ist es nicht schwierig. Es herrscht sogar eine gewisse Euphorie in der Provinz. Aber man muss gute Ideen haben, um das zu tun, was heute notwendig ist.

Das Klosterleben wirkt für viele Menschen anziehend – wenn nur die lebenslange Verpflichtung nicht wäre.

Deshalb haben wir eine neue Institution geschaffen: «Bruder auf Zeit». Man kann also zunächst für drei Jahre zu uns kommen, lebt dann aber so wie wir und gibt das Einkommen in die Klosterkasse. Möglich ist einmalig eine Verlängerung um weitere drei Jahre. Nachher muss man den Orden verlassen oder ganz eintreten.

Sie reagieren so auf die Bindungsangst in unserer Gesellschaft.

Wer sich immer einen Ausweg offen hält, rennt nie den Kopf ein, bekommt aber auch nicht richtig Boden unter die Füsse.

Rosmarie Nüesch-Gautschi

1928, Teufen

Gründerin Grubenmann-Museum
Langjähriges Vorstandsmitglied und Obmann Heimatschutz Appenzell Ausserrhoden
Kulturpreisträgerin des Kantons Appenzell Ausserrhoden 2013

Viel ist über Sie geschrieben und gesagt worden, über Ihr Engagement im Heimatschutz und für die Teufner Grubenmänner. Wissen Sie selbst eigentlich, warum Sie das alles einst angepackt haben?

Wohl aus Zufall. Das meiste, was ich tat, kam meinen Talenten entgegen. Ich bin ein Augenmensch, habe einen Blick für Bauten und Landschaft. Erziehung und Ausbildung verstärkten dies.

Aber das meiste, was Sie unternahmen, hatte einen gemeinnützigen Aspekt. Sie sind also nicht bloss Ihren Talenten gefolgt.

Wer von einem Thema etwas versteht, ist betroffen, wenn sich die Dinge in eine falsche Richtung bewegen. So ging es mir, wenn schöne historische Gebäude vernachlässigt wurden oder neue Bauprojekte nicht befriedigten. Auch das, was ich von zu Hause mitbekommen habe, spielte eine Rolle. Die protestantische Erziehung hat mir ein gewisses Verantwortungsgefühl vermittelt. Mein Vater war im Geschäft der Patron. Die Verantwortung für die Angestellten, die er an den Tag legte, war prägend für mich.

Was stand im Mittelpunkt dieser Erziehung? Ging es um Selbstdisziplin?

Folgen musste ich schon. Aber ich war als Mädchen auch sehr behütet, wurde gleichwohl gefördert und konnte alles ausprobieren – auch das, was in jener Zeit eigentlich den Buben vorbehalten war. Ich durfte oft mit auf die Baustellen, hatte mein eigenes Maurerwerkzeug. Auch Zeichnen brachte mein Vater mir bei.

Ihr Engagement ging aber über das Übliche hinaus. War auch der Ärger eine Triebkraft?

Ich hatte sehr früh den Auftrag, für die Kunstdenkmäler-Bände Zeichnungen anzufertigen. Dabei sah ich auch oft Dinge, die Hilfe und Aufmerksamkeit brauchten. Das war der Grund, weshalb ich im Heimatschutz aktiv wurde.

Wie ist es Ihnen gelungen, Einfluss zu nehmen?

Indem ich in Gesprächen versuchte, den Leuten die Augen zu öffnen. Vielfach kam es dadurch zu besseren Lösungen. Das motivierte mich dann zusätzlich. Ich sah, dass es etwas bringt, wenn man sich engagiert. Das hat mich sehr befriedigt. Oft waren Bauherren und Handwerker, die ich beraten und mit denen ich manchmal auch gestritten habe, mir später wohlgesinnt und räumten unumwunden ein, dass es zu einer besseren Lösung gekommen sei. Mancher Bauer, der mich zunächst beinahe mit dem Hund vom Hof jagen wollte, lud mich später zum Kaffee ein.

Gut streiten können – das ist wohl auch ein wichtiges Talent?

Ich finde wohl manchmal den richtigen Ton.

Sie blieben immer gewissermassen protestantisch-nüchtern.

Von aussen gesehen sind wir ja heutzutage nicht mehr so aktive Christen. Aber das protestantische Element ist doch prägend. Das fällt einem besonders auf, wenn man in einer Gegend aufgewachsen ist, in der beide Bekenntnisse verbreitet sind. Es ist gar nicht so einfach, den Unterschied in Worte zu fassen. Als Protestanten waren wir vielleicht etwas freier, weniger abhängig vom Pfarrer. Der Unterschied spiegelt sich auch im Baulichen. Man vergleiche einmal Gais und Appenzell: Gais, wenn es gepflegt ist, wirkt zurückhaltend, vornehm, fast ein wenig langweilig. Appenzell dagegen ist bunt, lebendig, ein typischer Kurort, mit der dazugehörigen Betriebsamkeit.

Franz Fässler

1963, Appenzell

Metzgermeister
Präsident Kolpingfamilie Appenzell, Grossrat

Sie sind politisch engagiert, waren Bezirksrat, sind heute noch Grossrat. Aktiv waren Sie früher auch in der Feuerwehr, präsidierten den Metzgermeisterverband und den Gewerbeverband Appenzell. Und seit 2011 sind Sie Präsident der Kolpingfamilie Appenzell. Hat dies alles Platz neben Ihrem beruflichen Engagement?

Man findet immer Zeit dafür, wenn man will. Für mich ist es ein Ausgleich zum Beruf, eine Horizonterweiterung.

Die Bereitschaft, sich langfristig in der Politik oder in Vereinen zu binden, nimmt allgemein ab.

Das spüren wir auch in Appenzell. Für mich persönlich ist ein solches Engagement aber eine Bereicherung. Ich bin gern unter Leuten – auch unter ganz anderen Leuten, als ich sie im Berufsalltag treffe. Und ich rede gerne über andere Themen. In der Politik und im Gesellenverein komme ich mit Fragen in Berührung, um die ich mich sonst nicht zu kümmern hätte. Miteinander reden und lachen – wenn das nicht wäre, würde mir mit der Zeit die Decke auf den Kopf fallen.

Der Gesellenverein – wie Sie die Kolpingfamilie auch nennen – ist in vielen Bereichen aktiv, religiös, gesellschaftlich, kulturell. Sie als Präsident halten die Fäden zusammen?

Ich bin die Anlaufstelle. Allerdings haben wir den Vorstand so organisiert, dass die Aufgaben verteilt sind. Ich führe gern und freue mich, wenn es uns gelingt, ein attraktives Programm zusammenzustellen, das allen etwas bietet.

Was heisst für Sie führen?

Ich will wissen, was läuft, will aber nicht die ganze Arbeit alleine machen. Wenn man die Belastung auf verschiedene Schultern verteilen und für alle in Grenzen halten kann, sind alle motiviert.

Mit der Kolpingfamilie vertreten Sie Werte, die in der Konsumgesellschaft in den Hintergrund gerückt sind.

Früher hatte der Gesellenverein eine andere Funktion als heute. Adolph Kolping, der vor 200 Jahren geboren wurde, war ein sozial engagierter katholischer Priester. Er holte einst die Wandergesellen von der Strasse, bot ihnen für wenig Geld ein Dach über dem Kopf, vermittelte ihnen Bildung, formte sie sozusagen zu einer Familie. Es ist eine Art von sozialem Netzwerk, welches er damals aufbaute und das heute weltweit in mehr als 60 Ländern aktiv ist. Heute haben die Leute ganz andere Bedürfnisse. Die meisten können sich ihr Feierabendbier problemlos leisten. Aber im Hinterkopf haben wir natürlich immer noch unser Ziel: das Gesellige und den Zusammenhalt zu pflegen.

Zu Ihrem persönlichen Engagement: wissen Sie, warum Sie das machen, was Sie machen?

Ich glaube, dass man in der Gesellschaft Verantwortung tragen muss. Sie funktioniert nur, wenn alle ihren Beitrag leisten. Für mich ist es eine Herausforderung, den Gesellenverein zu führen in einer Zeit abnehmenden Engagements. Ich will etwas Gegensteuer geben. Adolph Kolping war ein Zeitgenosse und Gegenspieler von Karl Marx. Er reagierte auf die gleichen Missstände, die auch Marx empörten, empfahl aber ganz andere Lösungswege, die das Religiöse und Soziale miteinschliessen. Ich glaube, er war seiner Zeit weit voraus. Für mich ist er in gewisser Weise ein Vorbild, oft überlege ich, wie er gehandelt hätte, und versuche dann, es ihm gleichzutun.

Susanne Sonderegger

1960, Speicher

Schulische Heilpädagogin
Unterwegs für Menschenrechte mit Peace Watch Switzerland (Weltkirchenrat, Heks)

Sie waren drei Monate als Menschenrechtsbeobachterin in einem palästinensischen Dorf im Westjordanland im Einsatz – ganz ohne Bezahlung.

Man kommt dennoch reicher zurück von einem derartigen Engagement – reich an Erfahrungen, Eindrücken und Begegnungen. Das erfuhr ich schon als Teenager. Nach dem Militärputsch 1973 in Chile kamen Flüchtlinge in die Schweiz. Sie waren verstört und eingeschüchtert. Wir wollten helfen, versuchten sie mit Weihnachtsliedern aus ihrer Heimat aufzuheitern. Allerdings erkannten sie diese gar nicht; wir spielten sie viel zu langsam und schleppend. Erst nach und nach lernten wir, wie südamerikanische Lieder klingen müssen: rhythmisch und schwungvoll.

Ein Einsatz mitten im israelisch-palästinensischen Konflikt ist aber viel schwieriger und sicher nicht ganz ohne Risiko.

Mein Motiv aber ist das gleiche: Ich bin privilegiert. Mir geht es gut im Leben. Ich will deshalb einen Beitrag für jene leisten, die nicht so viel Glück haben. Wenn man in der Schweiz aufwächst, ist es aus meiner Sicht zudem wichtig, dass man andere Lebensweisen kennen lernt. Als ich in Kontakt mit den chilenischen Flüchtlingen kam und später dann eine Zeit lang in einem Kinderdorf in Brasilien arbeitete, war die Gesellschaft in der Schweiz noch sehr rigid.

Was heisst das?

Man hat dazu geneigt, alles abzulehnen, was anders war, als man es kannte.

Die gegenseitige Ablehnung prägt vermutlich auch den israelisch-palästinensischen Konflikt?

In der Tat. So, wie die Palästinenser behandelt werden, kann es keinen Frieden geben. Das Resultat ist nur eine weitere Radikalisierung. Und so, wie sich radikalisierte Araber verhalten, führt das zu einer weiteren Verhärtung auf israelischer Seite. Ich glaube, dass die israelische Gesellschaft durch den Konflikt in ihrem Innersten Schaden nimmt. Oft habe ich die jungen israelischen Soldaten beobachtet, noch fast Kinder, sensible junge Männer und auch einige Frauen, die mit Waffen im Feindesland stehen. Viel zu früh prägt die Gewalt, die sie ausüben und der sie ausgesetzt sind, ihr Denken und ihre Haltung.

Man neigt dazu, Partei zu ergreifen. Man ist entweder für oder gegen Israel.

Ich wurde schon als Antisemitin beschimpft, wenn ich öffentlich meine Erlebnisse und Erfahrungen schilderte. Manche Christen stellen sich vorbehaltlos hinter Israel. Aber ich bin keine Antisemitin. Der Holocaust darf sich nie mehr wiederholen. Das steckt auch tief im Bewusstsein der Israeli.

Es ist ein Konflikt, in dem vielfach absolute Positionen vertreten werden.

Zwei Völker beanspruchen ein Land. Eigentlich wären sie deshalb auf Zusammenarbeit und Dialog angewiesen. Aber radikale Positionen sind populär. Was mir besonders aufgefallen ist: In der arabischen Gesellschaft sind die Frauen zwar äusserst wach und politisch interessiert, aber sie haben kaum Rechte in der Öffentlichkeit. Ganz ähnlich ist es in der orthodoxen jüdischen Gesellschaft. Dennoch setzen sich viele Frauen für Menschenrechte und Frieden ein. Beispielsweise die israelischen Frauen von Machsom Watch, die an den Übergängen zu den Palästinensergebieten stehen und auf die Einhaltung der Menschenrechte durch die Armee achten.

VISIT
PALESTINE

Agathe Nisple

1955, Appenzell

Kunsthistorikerin und Kunstvermittlerin

Zeitgenössische Kunst und appenzellische Tradition – Sie haben zu deren Versöhnung beigetragen.

Wenn dem so ist, dann nicht, weil ich es mir als strategisches Ziel vorgenommen habe. Die Beschäftigung mit Kunst ist für mich lebensnotwendig. Ebenfalls wichtig ist in meinem Leben Appenzell, von dem ich nie länger als drei Wochen weg war. Schon im Alter von zwanzig Jahren zeichnete es sich ab, dass ich meine Zeit hier verbringen würde.

Sie übernahmen 1987 in St. Gallen eine Galerie, aber Ihr Herz schlug immer in Appenzell?

Erst durch die Galerietätigkeit konnte ich mir ein Beziehungsnetz aufbauen und kam in persönlichen Kontakt mit Kunstschaffenden. Appenzell war damals kulturell besetzt durch die Tradition. Daneben gab es noch die Kunst von Vater und Sohn Liner. Mit Gleichgesinnten fand ich, dass eine Ausweitung des Blicks nötig sei.

Wollten Sie das kulturelle Klima ändern?

Uns beschäftigte die Frage: Wieso ist es so, wie es ist? So lähmend eng? Das erste Ausstellungsprojekt der IG «Art & Appenzell» trug deshalb den Titel: «Von der Notwendigkeit der Kunst.» Anfänglich wurde gespottet. Auch in der Regierung herrschte Skepsis. Eines der Rahmenprojekte trug den Titel «Äpfoch – Kunscht». Ziel war es, die kulturelle Situation zu verstehen.

Es war schon eine Art von Pionierarbeit, die Sie in den 1990er-Jahren geleistet haben. Sie führen gerne unterschiedliche Denkweisen zusammen.

Ich habe grossen Respekt vor dem, was man landläufig als Tradition bezeichnet. Sie ist das Resultat eines während Jahrhunderten gepflegten kulturellen Austausches über Grenzen hinweg. Der sich selbst genügende Traditionalismus wurde erst in den Jahren des wachsenden Wohlstands nach 1960 sozusagen erfunden – eine seltsame, beengende Entwicklung, die wie eine Käseglocke wirkte. Sie erfasste nicht nur Appenzell, sondern die ganze Schweiz. Deshalb auch der Titel eines Buches von Paul Nizon: «Diskurs in der Enge.»

Was treibt Sie an, immer wieder neue Künstlerinnen und Künstler zu entdecken?

Der Gwonder. Mich interessiert das Vergangene, der Weg, den wir gekommen sind; ebenso bin ich neugierig auf das, was die Gegenwart bereithält. Die Zusammenarbeit mit Kunstschaffenden ist bereichernd.

Suchen Sie also den Dialog?

Ich selbst kann nur im Dialog produzieren und kreativ sein. Die Kunst ist eine Art von Katalysator für den Austausch. Sie erschöpft sich nie, wird immer noch interessanter, je länger man sich mit ihr befasst.

Sie sind auch gerne Gastgeberin, führen eine Art von «Salon».

Eine Schulfreundin, die heute als Klosterfrau lebt, entwickelte für mich einst diese Vision. Damals konnte ich mir darunter nichts vorstellen. Aber ich bringe gerne unterschiedliche Menschen zusammen, habe gern ein offenes Haus.

Und das einst fehlende Frauenstimmrecht?

Ich bin keine politische Kämpferin, wollte einfach herausfinden, weshalb es so schwierig war, darüber auch nur zu reden. Die letzten Gründe werden sich uns wohl nie erschliessen, aber ich denke, dass auch unreflektierte Ängste eine Rolle spielten. Die Entwicklung nach der erzwungenen Einführung zeigt, dass es längst überfällig war.

Markus Gmür

1955, Rehetobel

Leiter Pro Senectute Appenzell Ausserrhoden
2011 Masterarbeit zum Thema bezahlte Freiwilligenarbeit an der Universität Fribourg

Besteht eine klare Grenze zwischen bezahlter Arbeit und sogenannter Freiwilligenarbeit?

Klar ist nur, dass es keine klare Grenze gibt. Verrichtet bezahlte Arbeit, wer ein Sitzungsgeld oder eine Jahrespauschale erhält? Oder leistet Freiwilligenarbeit, wer für einen Stundenlohn von unter zehn Franken eine gemeinnützige Aufgabe erfüllt?

Laut Benevol Schweiz, der Dachorganisation der Fach- und Vermittlungsstellen für Freiwilligenarbeit, wird diese unentgeltlich und zeitlich befristet geleistet.

Das ist richtig. Aber rund 30 Prozent der Organisationen, die auf Freiwilligenarbeit angewiesen sind, bezahlen mehr als nur Spesen, das ist die Realität.

Geht man aber nicht davon aus, dass Freiwilligenarbeit aus anderen als finanziellen Gründen geleistet wird?

Das ist sicher so. Frühere Untersuchungen lassen sogar den Schluss zu, dass die Motivation durch die finanzielle Entschädigung reduziert wird. Allerdings sind das tendenziell ältere Untersuchungen, oft im studentischen Milieu. Ich habe persönlich eher den Eindruck, dass es nötig ist, für professionelle Arbeit ein kleines Entgelt als Wertschätzung zu entrichten – auch wenn es sich um Freiwilligenarbeit handelt.

Hat die Bereitschaft, Freiwilligenarbeit zu leisten, abgenommen?

Es ist schwieriger als noch vor zehn Jahren, Leute zu finden, die freiwillig und ohne Bezahlung eine Aufgabe übernehmen – vor allem, wenn es um ein langfristiges Engagement geht. Beispielsweise in der Politik: Immer mehr kleinere Gemeinden haben Mühe, Kandidatinnen und Kandidaten für den Gemeinderat zu finden. Das hat auch mit anderen gesellschaftlichen Veränderungen zu tun: Wer heute ein solches Amt bekleidet, spürt wenig davon, dass es ein Ehrenamt ist, sondern steht häufig in der Kritik.

Wer pensioniert wird, ist heute häufig noch gesund und fit und könnte gut Freiwilligenarbeit leisten.

Aber gerade in der Rentnergeneration hat die Bereitschaft dafür abgenommen. Ich höre in Gesprächen oft, dass man nach der Pensionierung zunächst etwas Luft haben möchte und sich nicht schon wieder verpflichten will.

Man weicht langfristigen Verpflichtungen aus?

Für einmalige und kurzfristige Einsätze findet man leichter jemanden. Und auch dann, wenn es sich offensichtlich um einen Notfall handelt, ist die Hilfsbereitschaft nach wie vor gross. Man scheut aber die Übernahme langfristiger Verpflichtungen und die Verantwortung, die damit verbunden ist.

Immerhin beschäftigt Ihre Organisation, die Pro Senectute Appenzell Ausserrhoden, rund 180 freiwillige Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter. Kennen Sie deren Motive?

Oft höre ich Aussagen in der Art: «Ich hatte ein gutes Leben und möchte etwas von dem Guten, das ich erfahren durfte, weitergeben.» Die Dankbarkeit ist also ein wichtiges Motiv. Ebenso der Sinn, der in der Freiwilligenarbeit liegt: Man wird gebraucht, und das tut einem gut. Die freiwillig Arbeitenden wissen auch: Sie erhalten zwar keinen grossen Lohn, aber sie finden soziale Kontakte. Auch das ist in einem gewissen Sinn ein Gegenwert.